

(Nachdruck verboten.)

Der Müllerhannes.

30]

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Da lächelte Herr Noldes — ein drippendes Dach! Ei ja, so was kannte er auch!

Mit freundlichem Gruß setzte er sich an den Tisch, — ah, da stand ja dicht dabei auch das Klavierchen! Er betrachtete es nachdenklich, unwillkürlich schweiften seine Gedanken zurück zu jenem goldenen Sonntag, an dem sie ihn einst hier hereingerufen — die große Fränz da, war dazumal noch ein junges Kind und der Müllerhannes hatte viel und laut und herzlich gelacht, auch die Frau war noch bei Wege gewesen, und der Alte. Gerade war das Klavierchen angekommen, ei, was waren sie dazumal alle so froh gewesen! Jetzt lag Staub darauf. Und jetzt nickte der Müllerhannes nur stumm.

„Hannes,“ sagte der Noldes, und dann nach einer Pause noch einmal: „Hannes, wie geht es dann eweil?“

Es klang sehr freundlich, aber als keine Antwort kam, nur ein abweisendes Stöhnen, schwieg der Greis rüchichtsoll. Der Hannes wollte nicht sprechen, dessen Seele war gefüllt mit Leid, ganz dick voll, da konnte kein Wörtchen daran vorbeipassieren — er hatte gelernt, zu warten. Vielleicht, daß es später besser ging, daß sich das Leid senkte und ein Wörtchen durchkam — also sein gewartet!

Und Herr Noldes verhielt sich geduldig still. Seinen Regenschirm zwischen den Knien, faltete er die Hände und sah mit betrübten Blicken in seines Gegenüber verstörtes Gesicht. Das hatte noch immer seine Röte, eine fast violette Färbung, aber die Wangen waren nicht mehr prall, nicht mehr gut gestopft, wie die Federkissen in den allerbesten Bauernbetten, in schlappen Wulsten hingen sie, und das Doppelkinn hing auch unter den schmerzlich heruntergezogenen Mundwinkeln. Lieber Herrgott in Deinem Leiden, wie hatte der Mann hier gealtert, der grämte sich aber arg!

Pfarrer Noldes konnte vor Mitgefühl nicht mehr an sich halten, seine ohnehin schon schwach gewordene Stimme noch schwächer dämpfend, sogte er noch einmal, ein wenig zischend durch die Lüden der Zahnreihen:

„Hannes, wie geht es Euch eweil?“ Und dann so recht bethullich: „Hannes, wat machste, wat denkste denn eweil?“

Da fuhr der Hannes mit einem Ruck auf — wer — wer hatte doch immer so gesprochen — wer?! Die blaue Brille abschleudernd, richtete er groß und suchend den Blick seiner halberloschenen Augen auf den Greis gegenüber — er stammelte was, er streckte die Hände aus.

Horch, sagte er was? „Was, wie?!“ Herr Noldes legte die Hand hinter's Ohr, er hörte nicht mehr recht gut — aber nun kam noch einmal der jammervoll rufende Laut. Es dünkte ihn schier, daß der Hannes rufe: „Vadder!“

Und gerührt, ganz sacht, streckte der Geistliche seine schrumpelige Hand aus und legte sie kühl auf die heißen, blauroten Fäuste, die sich da wie im Krampf auf dem Tisch ineinander wanden. Er sprach kein Wort dazu, er hätte keins herausgebracht, hatte er doch das Gefühl: hier müsse man auf Behen gehen. Stumm verharrte er und ließ nur die Blicke wandern von dem Verzweifelten am Tisch zu den Papierscheiben des Fensters und durch die hindurch. Er suchte den Himmel, aber der war hier nicht zu sehen, heut' überhaupt vor Regendunst und Wolkenfleiern. Von den Weiden gegenüber troff's; der Schnee, der so lange hochgeschichtet gelegen, war mürb und bröckelig geworden. Vom Dache der Mühle gab's alle paar Minuten einen dumpfen Schneerutsch und von den Berghängen hörte man's zu Thal donnern. Ein stetes Niesel und Rauschen war draußen, als wollte alles zerfließen in Schmutz und Thränen.

Alles grau, ein trübseliger Nachmittag, ein Tag ganz ohne Hoffnung. Gern hätte der alte Pfarrer seine Hände gefaltet, aber er traute sich nicht seine Rechte zurückzuziehen, der Müllerhannes hielt sie jetzt mit beiden Fäusten umschlossen. Er umklammerte sie, er hielt sich dran.

So verging wohl eine Stunde. Die Fränz hatte schon ein paarmal leise den Kopf zur Thür hereingesteckt und dem

geistlichen Herrn dringende Zeichen gemacht, er möge doch dem Vater gut zureden. Aber der Vater fand noch immer keine Worte. Was sollte er dem hier noch Tröstliches sagen? „Du wirst Deinen Vater wieder finden?!“ — Das war doch das einzige, wonach den verlangte. Der Maarfelder Noldes schüttelte seinen Kopf: Auf das Wiederfinden da droben läßt sich so einer, wie der hier, nicht verträsten — nein, nein! Der will gleich erhört sein. Aber es geschehen ja noch Wunder — warum nicht?! — wenn der hier nur beten möchte, so recht von Herzen, wie die Kinder vertrauend ihren Vater bitten.

Und seine Hand sanft aus den Fäusten des Hannes ziehend, hub er an: „Hm, hm!“ Und räusperte sich wieder und machte abermals eine Pause.

Hannes kam ihm zu Hilfe — ihn starr ansehend, stieß er rauh heraus:

„Was wollt Ihr hei?“ Und dann, als ob er jetzt erst den geistlichen Herrn erkannte: „E so, den Noldes?! Geht nur heim — ja, ja, ich weiß' — Ihr seid an guter Herr — aber“ — er machte eine abwehrende Handbewegung — „ich han niemand nötig.“ Und als der andre nicht gleich aufstand und ging, rief er heftig: „Ich brauchen niemand — hört Ihr, niemand — die Mühl' ist noch mein — hei sein ich noch Herr — ich — ich — un ich will niemand!“

Arnoldus Cremer blieb beharrlich sitzen, er nahm's schon als ein gutes Zeichen, daß der andre wenigstens den Mund aufthat; und so zwinkerte er ihn vertraulich mit seinen unter den vielen Hautfalten und den vorspringenden Stirnknochen fast verschwundenen Auglein an.

„Hannes,“ sagte er ruhig, „mein Sohn, „Du kommst gar selten zur Beicht', Du gehst auch gar wenig in die Kirch', aber, hm — hm“ — es wollte ihm was in die Kehle kommen, aber er räusperte es energisch weg — „aber dat thut nix zur Sach' — nein, nein, Du bist doch en Kind Gottes, denn Du hast Deinen Vater sehr lieb gehabt und hoch in Ehren gehalten. War dat net e so? Sag doch, Hannes!“

Der Müller zuckte zusammen, die widerwillige Haltung, in der er des Pfarrers Worte über sich hatte ergehen lassen, veränderte sich. Er sank zusammen, als wollte er sich am liebsten verkriechen.

„Is et net e so?“ wiederholte der alte Herr noch einmal — „is et net e so? Hoch in Ehren haste hän gehalten?“

Da stotterte der Sohn, niedergeschlagenen Blickes, mit zitternden Lippen:

„Net immer, net immer!“

„Aber lieb haste hän gehabt, den Mühlenmattes?“

Der Sohn nickte, und dann brach es ihm plötzlich mit einem Schrei aus der Brust:

„Wann ich hän nur finden thät — wo — wo is hän eweil?! Liegt hän im Maar? Is hän wo erinnergestürzt un hat Bein gelitten, sich zu Tode gequält — allein! — hat mich gewart', wie ich auf ihn, wie ich auf ihn — vielleicht Täg un Täg? Et läßt mer kein Ruh, ich werd' verrückt drüber. Wann mer hän nur finden thät! O Herr Noldes, hän hat schlohweißes Haar — Haar, wie Ihr.“ Er streckte den bebenden Zeigefinger aus und berührte scheu des Geistlichen lange, wie Silber glänzende Strähnen. „Wann ich dat nur ein einzig Mal noch streicheln könnt — ich han ihm noch ebbes zu sagen, ich — ich han et gries“) gemacht vor der Zeit —! Haha — hohoho“ — er schlug eine Lache auf, daß der andre zusammenschrak. — „Herr Noldes, Ihr sagt dat so: en Kind Gottes — olau — olau — wo es dann Gott?! Den Teufel auch — ich sein kein Kind mehr — un Gott, den schläft!“

„Den schläft net, man muß nur zu ihm beten!“

„Betet? Olau — ich zweifelse, dat hant' hört. Ich siten in Schulden bis über de Ohren, ich siten im Dreck — un eweil is den Alten, den e so gut war, krepirt wie 'n Hund — wo is Gott, he?!“

„Da,“ sagte der Greis, hob den Finger und deutete durchs papierverklebte Fenster auf ein Stückchen Blau, das, kaum größer wie ein Sackuch, aber schon frühlingfarben und intensiv

*) grau.

leuchtend gefärbt, durch den grauen Wolkenwust des Himmels dahergegelle. „Kuckt dahin, Müllerhannes“, er nahm den nur schwach Widerstrebenden beim Armel und zog ihn ans Fenster, „kuckt da oben! Heut' bei dem grauen Tag — wen hätt' dat gedacht, kein Mensch — auf einmal himmelsblau! Kuckt, wie schön, wie schön!“ Der alte Mann geriet ganz in Entzücken.

Ein plögllicher Wind hatte sich aufgemacht, die Wolken auseinandergetrieben, daß sie in jäher Flucht nach rechts und links wichen; das Stückchen Blau ward größer. Noch regnete es, aber ein abendlicher Sonnenstrahl brach jetzt plögllich hervor und suchte vorerst noch wie ein verirrtes Kind schein den richtigen Weg.

„No, Müllerhannes,“ der Herr Noldes rechte sich und schlug ganz triumphierend auf des großen Mannes Schulter — „wie is et eweil, schläft unsen Herrgott? He? Wen läßt die Sonne scheinen, e so früh im Jahr, wie kaum je? Dat is sein Zeichen. Ich sagen et ja, ich weiß et genau, den lebt un thut Wunder alle Tag, man muß se nur sehen!“

„Meint Ihr?“ In einem bitteren Ton ward's gesprochen. Einen einzigen Blick nur warf Müllerhannes auf den heller und heller werdenden Himmel, dann kehrte er sich verdrossen ab, schlurrenden Schrittes wandte er wieder zum Tisch, ließ sich schwer auf den Stuhl fallen und verbarg das Gesicht in den Händen.

Abgeschlagen! Der alte Herr schaute ganz betäubt hinaus. Immer schöner färbte sich draußen der Himmel, aber er gönnte sich die Freude daran gar nicht allein, dem Hannes da müßten auch die blöden Augen aufgethan werden, daß sie Gottes Wunder erkannten, trotz allem Leid.

Aber was konnte er dazu thun? Wie — wie sollte er das nur beginnen?! Er rieb sich die Nase, fuhr sich durch's weiße Haar und ließ die Augen ratlos schweifen. Da fiel sein Blick auf das verstaubte Klavierchen — ei, hatte nicht David dereinst vor König Saul gespielt und den Finstern auf freundlichere Gedanken gebracht? Finsterner konnte der auch nicht dagesessen haben wie dort der Müllerhannes. Und war er selber auch kein David und war's hier auch kein Harfen-spiel mit süßem Schall, ein Klavierchen konnte es auch schon thun. Er wußte ja noch, wie das damals den Hannes erfreut.

Leise schlich Arnoldus Cremer zum Klavierchen hin und klappte den verstaubten Deckel auf. Einen Augenblick zögerte er doch — wie würde der Müllerhannes es aufnehmen?! Der rührte sich nicht.

Aber da brach ein zweiter Sonnenstrahl durch, zitterte durchs verlebte Fenster und schien hell auf die gelben Tasten, und Herr Noldes kriegte Mut — Spasß hatte er selber ja auch dran — mit Bravour spielte er herunter, was ihm gerade in den Sinn und in die Finger kam. Es war eine Melodie, die er liebte. Sie hieß:

„Freut euch des Lebens —“

Als wollte es schon Frühling werden, so harste der Wind die ganze Nacht im blätterlosen Buchengebüsch der Schluchten, auch an der Mühle Siebel harste er in den alten Weiden. Der Müllerhannes hörte es. Das war kein Sturm mehr, wie in den bösen Winternächten, das war ein Schlummerlied. Seine Seele ward ruhiger dabei. Sollte der Noldes wirklich recht haben mit seinem: „Unser Herrgott schläft nicht, es geschehen noch Wunder alle Tag!“?

Das war' noch ein Wunder, das sich sehen lassen könnte — ein größeres Wunder, als die Mutter Gottes, die sich jüngst zu Marpingen beim Brunnen gezeigt oder den Kindern im Busch — wenn der Alte jetzt hier in die Stube träte! Leibhaftig!

Ach, der Alte! Mit einem tiefen Aufatmen setzte sich der Sohn aufrecht im Bett und schaute, die Arme um die hochgezogenen Knie geschlungen, sehnsüchtig ins Dunkel.

Ach, er wollte sich ja schon bescheiden, wenn er seinen Alten überhaupt nur wieder zu sehen kriegte! Aber nicht dermaleinst mit verklärtem Leib, wie sie verhießen, als ein Engel mit der goldenen Palme — nein, so nicht, den kannte er nicht! Den braungrünen Flauschrock, der so abgeschabt an den Ellenbogen war, den mußte er anhaben, den Wollenschawl um den Hals, die Pelzmütze über die Ohren gezogen accurat so, wie er immer hierhingekommen an den langen Herbst-abenden, an denen es schon fröstelte. So, so wollte er ihn wiedersehen! Mußte er ihn wiedersehn!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Hexenprozess am Dresdener Hofe.

Durch das 17. und bis in das 18. Jahrhundert hinein wurde Deutschland heimgesucht durch die Hexenverfolgungen und Hexenprozesse. Nicht bloß Männer und Frauen aus den breiten Volksschichten haben in denselben eine Rolle gespielt; aus allen sozialen Schichten holten sich vielmehr Aberglaube, Fanatismus und Niedertracht ihre Opfer. Mit den Begriffen „Hexe“ und „bösen Künsten“ wurde meist nur die Dummheit oder Niedertracht andrer gedeut; die Greuel der Folterkammer und der lobende Scheiterhaufen dienten nur dazu, die menschlichen Thorheiten andrer vergessen zu machen.

Zu den Hexenprozessen, die das größte Aufsehen erregt haben, gehörte auch der gegen die Gräfin Rochlitz, die lange Zeit am Dresdener Hofe eine hervorragende Rolle gespielt hatte. Auf Befehl Augusts des Starken wurde dieser Prozeß 1694 begonnen; vielleicht weniger, weil die hohen Räte, die ihn befürworteten, an Hexen und Zauberkünste glaubten, als vielmehr, um in dem Aberglauben der Zeit das arg schimpfierte Ansehen des verstorbenen sächsischen Kurfürsten Johann Georg IV. reinzuwaschen.

Die als „Hexe“ gefangen gefetzte Frau Generalleutnant Rochlitz war eine Tochter des Hofobristen v. Reitschüh, Amtshauptmann zu Birna und Hohenstein und Kammerherr unter dem dritten Georg. Diese Frau war nicht bloß eine intrigante, sondern auch eine dem Buge der damaligen Zeit folgende abergläubische Person. Ihre 1675 geborene Tochter Sibylle erzog sie durchaus in den von dem sächsischen Hofadel gierig aufgezogenen französischen Sitten.

Die Schönheit des Mädchens erweckte die Aufmerksamkeit des Prinzen Johann Georg. Er war zwanzig, sie vierzehn Jahre alt. Zwar mühten sich bereits einige Hofjunker um die Gunst des Mädchens, aber die erwachte Begier des Prinzen drängte sie alle zurück. Dazu wußte die pfiffige Mutter sehr wohl die Vorteile abzuschätzen, die sich aus der prinzipalen Neigung herauschlagen ließen und so brachte sie die beiden mit allen Mitteln einer abgefeimten Klappkunst zusammen. „Sie überließ dem Prinzen ihre Tochter, sie diktierte die Antworten auf die Zuschriften, die sie von dem Prinzen empfing, ihr in die Feder und führte sie nachher selbst dem Kurfürsten aufs Schloß zu.“ Der Hofadel, der damals mehr als je von fürstlicher Gnade lebte, erachtete es nämlich, unter der Einwirkung der französischen Maitressenwirtschaft, als eine ganz besondere Ehre, wenn fürstliche Augen sich lustern auf die körperlichen Reize seiner Frauen setzten.

Der von der Mutter übernommene Aberglaube veranlaßte die junge Reitschüh, alle möglichen Mittel anzuwenden, sich des Prinzen Liebe zu sichern. Kam er zu ihr, so hatte sie heimlich unter ihren Stuhl ein Fledermausherz genagelt und beständig lag sie bei alten „Zauberweibern“, der „Bürmeistlerin“, der „Hexe aus dem Spreewald“. Sogar vor dem Dresdener Henter Meister Bogel scheute sie sich nicht und alle diese Personen machten ein einträgliches Geschäft daraus, dem Prinzenliebchen „untrügliche Zaubermittel“ zu verkaufen, wodurch sie ihren fürstlichen Duhlen zeitweilig an sich fesseln konnte.

Das dauerhafteste Mittel war aber eben doch des jungen Mädchens Schönheit. Die schlug Johann Georg, als er Kurfürst geworden war, dauernd in Fesseln. Und was dann noch fehlte, that der Eifer der Mutter. Wie diese selbst in dem Dresdener Prozesse zu den Alten ausgesagt hat, begleitete sie ihre Tochter nicht bloß abends zu dem Kurfürsten ins Schloß, sondern setzte sich sogar vor das Bett, wenn der Kurfürst mit ihrer Tochter darin lag, „und segnete daselbe beim Abschied mit gemachten Kreuzen ein“. Auch sonst war sie eifrig bemüht, ihrer Tochter in Dresden die gleiche Stellung zu verschaffen, welche die Maitressen am französischen Hofe innehatten. „Der Kurfürst muß Dich vor seine Frau halten,“ instruierte sie einmal ihr gelehriges Töchterlein, „Du mußt es ihm sagen, er muß alles thun, was Du willst; es ist nur um einen Sturm zu thun, sonst werden Dich die Leute für seine Hure halten.“

Wirklich that denn auch der Kurfürst alles, und selbst als er nach Berlin gereist war, um seine Verlobung mit einer brandenburgischen Prinzessin zu feiern, entflammte sein Herz bald wieder zu der jugendlichen Reitschüh, die er kurz zuvor, in einem Augenblick des Ueberdrusses, eine Canaille genannt hatte. Als zur Ostermesse 1692 die brandenburgische Prinzessin in Leipzig ihren Einzug hielt, empfing ihr Bräutigam sie zu ihrem nicht geringen Schreden mit der Reitschüh am Arme.

Es wurde eine sehr unglückliche Ehe. Die preussische Prinzessin scheint nicht über allzu großen körperlichen Reiz verfügt zu haben. Der Kurfürst hielt es deshalb auch nicht lange bei ihr aus und weilte um so öfter und um so länger in der Gesellschaft der schönen Sibylle. Diese und ihre Mutter wiederum, in der lebhaften Sorge, der weitestverbreiteten Sinn des Kurfürsten könne sich eines Tages von Sibylle ab und der Brandenburgerin oder einem andren Weibe zuwenden, griffen neben Sibyllens Reizen zu allerlei „Zaubermitteln“, die ihnen ihre abergläubische Furcht eingab. Sibylle mußte ihre und des Kurfürsten Haare zusammengeflochten bei sich tragen. Sie siegelte Stücke von ihrem und seinem Hemde in eine Schachtel, trug sie am Karfreitag in die Dresdener Bartholomäuskirche, setzte sie, während man die Passion sang, heimlich auf den Altar und ließ so „den Segen darüber sprechen“. Sie trug Adlerwurz und Zauberkraut bei sich, um den Fürsten zu fesseln.

Das alles wäre aber unnütz gewesen, denn der Kurfürst entbraunte, je mehr das Kind Sybilla zum Weibe erblickte, in desto größerer Liebe zu ihr. Ein Jahr nach seiner Heirat, 1693, ließ er sie durch den Kaiser zu einer Reichsgräfin v. Roßlich erheben, schenkte ihr das Schloß Pillnitz und ließ sie das frühere Dresdener Finanzministeriums-Gebäude bewohnen, welches durch einen unterirdischen Gang mit seinem Schlosse verbunden war. Die Pfißigkeit der Mutter Sybillens drängte darauf hin, ihrer Tochter den gleichen Rang bei Hofe wie der Kurfürstin zu verschaffen, und so wurde denn auf ihr Betreiben eine förmliche Urkunde ausgestellt: ein schriftliches Eheversprechen an Eidesstatt, im Datum zurückgehend bis vor die Heirat mit der brandenburgischen Prinzessin. In diesem Dokument bekannte sich Johann Georg IV. als Bigamist. Es heißt darin:

„Kund und zu wissen, daß ich solches für eine rechte Ehe halte und erkenne, indem jenes nur eine zugesetzte Sache von der Kirche, dieses aber eben so viel ist; sollte also Gott uns in solchem diesem Ehestand segnen, so bekenne frei vor männiglich, daß solche vor meine rechte und nicht unrechte Kinder zu halten sein; um aber keine Perzützung und Streitigkeiten in dem Kurhause anzufangen, sollen diese meine rechte Kinder keinen Teil an diesen Länden und Kurwürden haben und allein diese meine Ehefrau Gräfin und sie Grafen genannt werden Ferner auch will ich mir ausgenommen haben, frei zu sein, noch eine Frau zu nehmen und zwar von gleichem Geblüt mit mir, welche den Namen vom Kurfürst führen und ihre durch Gottes Gnade von mir zeugende Kinder die rechtmäßigen Erben dieser Kur und Lande sein sollen — indem keineswegs in der heil. Schrift zwei Weiber zu haben verboten, sondern Exempla anzuführen wären, worinnen es selber von unsrer Kirche zugelassen — ferner habe auch gebeten, solche Schrift niemanden zu weisen, es sei denn höchst nötig“ usw.

Es ist offenbar die Sorge um die Kinder gewesen, welche die Neitschüh, Mutter und Tochter, veranlaßt hat, dem Kurfürsten so lange zuzusehen, bis er dieses sonderbare Schriftstück unterschrieb. Dazu aber bedurften sie keiner „Zaubermittel“, da der Kurfürst offenbar geistig höchst beschränkt gewesen ist. Er war einstmals bei einem Ausritt, hinter seinem kleinen Turke, „so ihm etwas zuwider gethan“, ungestüm hergalloppiert, war dabei aber mit der Strenge so heftig gegen einen unversehens zufallenden Thorflügel geprallt, daß er rücklings vom Pferde fiel und für tot aufgehoben wurde. Von diesem Unfall hatte er eine Gehirnerschütterung davongetragen, „daß er von der Zeit an nichts als ungestüme und unordentliche Regungen empfunden und mit ihm sowohl in gemeinen als in wichtigen Dingen schwer umzugehen gewesen“.

Die Bevölkerung Dresdens war über das Verhältnis höchst aufgebracht. Der damaligen kleinen Lataien- und Spiekerstadt, die ganz vom Hofe abhängig war und auch die Hofvorgänge aus nächster Nähe beobachtete, war die Maitressenwirtschaft noch etwas Fremdes. Unter dem folgenden Kurfürsten, August dem Starken, sollte sie jedoch von ihrer Brüderie gründlich kurirt werden. Vorläufig murkte sie heimlich und öffentlich über den Maitressenstand, zumal die Neitschüh'schen Damen mit großer Präension öffentlich auftraten. Die Mutter sprach vom Kurfürsten stets als von ihrem „lieben Herrn Sohn“, die Tochter aber nützte das Verhältnis diplomatisch und politisch aus. 1693 ließ sie sich vom englischen Hofe mit 40 000 Thalern bestechen, um den Kurfürsten an des Kaisers Seite gegen Frankreich zu erhalten. Im selben Jahre veranlaßte sie den Kurfürsten dem Kaiser, zum Dank für ihre Erhebung zu einer Gräfin v. Roßlich, 12 000 Mann Kriegsvolk zur Unterstützung gegen Frankreich an den Rhein zu senden. Der Wiener Hof wollte sie dafür, nach beendeter Feldzuge, zur Fürstin erheben, da traf sie das Unglück, die Kinderblätter zu bekommen an denen sie am 4. April 1694 starb.

Die Neitschüh wurde mit einem ungewöhnlichen Pomp beerdigt und in der Sophientirche, hinter dem Altar, beigesetzt. Aus dem Umstande, daß Johann Georg der Tod Sybillens sehr nahe ging, wollte man wieder auf Zauberei und Hexerei schließen, und im Volke kursierten viele Geschichten, wie ängstlich der Kurfürst an der Leiche gethan habe. Jedoch Sybillens Mutter sagte die Sache praktischer an. Sie führte dem Kurfürsten das Gesellschaftsfräulein der Verstorbenen Agnes v. Küßlau zu und nach den Worten, die das Urteil aufbewahrt hat, sagte sie dabei: „Euer kurfürstliche Durchlaucht werden doch um meiner Tochter willen die ganze Welt nicht meiden! Es ist Ihnen so viel gesünder!“

Der Kurfürst konnte sich aber nicht lange mehr mit Gedanken um eine neue Liebste plagen. Die Leiche übertrug ihm bei zu zärtlicher Verührung, ihre Krankheit und fünfzehn Tage nach dem Begräbnis, am 27. April 1694, starb er plötzlich. Er wurde zu Freiberg, der alten Bergstadt, begraben.

Der ungeheure Skandal, der nicht bloß dem Kurfürsten persönlich anging, sondern auch das Ansehen der Krone schwer schädigte, mußte in der einen oder andern Weise getilgt werden, und der Dresdener Hof unternahm dies, indem der neue Kurfürst, der Bruder des Verstorbenen, August der Starke, die im Volke ausgesprengten Gerüchte aufgriff: die alte Neitschüh sei eine Hexe, sie und ihre Tochter hätten den Kurfürsten Johann Georg gehezt, so daß er nur ihr willenloses Opfer gewesen sei. Auf solche Weise konnte man alsdann dem verstorbenen Kurfürsten als Unschuldigen und Gequälten hinstellen, alle Schuld aber auf die beiden Neitschüh abwälzen. Solche Lösung der schlimmen Affaire hatte um so mehr für sich, als sie durchaus im Geiste der Zeit war. Ueberall wurden Hexen verbrannt, und bei allem, wofür das Volk keine plausible Erklärung fand, sprang der Aberglaube helfend ein.

So kam die Mutter der Neitschüh auf das Dresdener Rathaus als Gefangene und das Verhältnis ihrer Tochter mit dem verstorbenen Kurfürsten wurde zur Grundlage des Hexenprozesses.

Die alte Neitschüh saß anderthalb Jahre in dem sogenannten Quatemberstübchen des Rathauses unter scharfer Bewachung. Die Anklage erhob zwei Beschuldigungen: die v. Neitschüh sollte den Kurfürsten Johann Georg III. durch Zauberei ermordet haben, um den Kurfürsten Johann Georg IV. zur Regierung zu bringen. Dann sollte sie auch diesen durch Zauberei verblödet gemacht haben.

Auch gegen die bereits verstorbene Tochter wurde der Prozeß geführt. Drei Tage nach dem Tode des Kurfürsten wurde ihr Leichnam wieder aus der Hofgruft in der Sophientirche herborgeholt und aufs neue, aber nicht auf einem Friedhofe, sondern auf dem freien Platz außerhalb der Sophientirche eingescharrt.

In dem Prozeß wurden vierundvierzig Personen, teils aus der Umgebung der Neitschüh, teils vom Dresdener Hofe als Zeugen vernommen. Die Untersuchung führte der Dresdener Amtmann in Verbindung mit dem Dresdener Stadtrate. Neben den beiden Neitschüh war eine Anzahl „niederer Helfershelfer“ angeklagt. Am 28. Januar 1695 mußte „die Traummairie“, die man auf die Tortur gespannt hatte, die Kammerfrau der Neitschüh, Elisabeth Mißche nebst ihrem Namen aus Dresdener Branger stehen. Die „Hexe aus dem Spreewald“ hatte man derart auf der Tortur gepeinigt, daß sie im Gefängnis starb; dasselbe Ende fand der Dresdener Scharfrichter. Die alte Gräfin Neitschüh wurde mit Daumenschrauben gequält; als dann später die Affaire unter dem Volke vergessen war, schlug man den Prozeß nieder und entließ die Frau aus dem Gefängnis. Sie ging auf das Gut Gaußig bei Bautzen, welches ihrem Sohne Rudolf v. Neitschüh gehörte. Dort starb sie 1713, im Alter von 63 Jahren. Die frühere Kuppelmutter wurde eine wadere Matrone. Die Spuren der Daumenschrauben verbergte sie, indem sie beständige Handkühe trug. Auf dem Schlosse Gaußig befand sich lange ein Gemälde, welches sie am Spinnrad darstellte. Ihr Fleiß soll so groß gewesen sein, daß sie während des Schloßbaues auf dem Gerüste saß und spinnend die Bauleute beaufsichtigte. Diese Arbeiter zu drangsalierten, reichte also ihre Tugend noch immer aus.

Die Liebe des Fürsten zu Sybilla war von der Familie Neitschüh praktisch klug benutzt worden, um sich zu bereichern. Hand in Hand mit ihnen hatte der Kammerdirektor und Geheimrat v. Hohm gearbeitet. Er hatte das Land in unerhörter Weise bedrückt und ausgeplündert, derteilte die Neitschüh den Kurfürsten in Liebesbänden hielt. Als im August der Starke 1694 auf den Königstein schickte, fand man unter den Papieren dieses Mannes ein Buch mit dem Titel: „Verzeichnis deroer, so wir haben duden müssen“. Auch der Kurfürst selbst stand im Verzeichnis der Duidenden. Hohm zahlte nicht weniger als 200 000 Thaler, worauf sein Prozeß niedergeschlagen wurde und er selbst die Freiheit wiedergewann.

Emil Rosenow.

Kleines feuilleton.

— Mißbrauch der Flaschenposten. Gegenwärtig läuft eine kleine Notiz „Oceanaht einer Flasche“ durch die Zeitungen, in der erzählt wird, wie ein Amerikaner in einer Flasche eine Karte mit Grüßen ins Meer geworfen habe, wie diese dann in England aufgefunden und beantwortet worden sei. Der kleine Vorkall kann dem Publikum nach der Schilderung leicht als ein liebenswürdiger kleiner Scherz erscheinen, der Nachahmung verdiene. Das soll er aber ganz und gar nicht. Die Flaschenposten auf See sind eine bitter-ernste Sache, und bei näherem Nachdenken wird jeder die stattgehabte Verwendung als einen tadelnswerten Mißbrauch ansehen müssen. Die Flaschenpost ist ein altes, primitives, aber auch heut noch nicht ersetzbares Verständigungsmittel der Seeleute. In der Flasche senden verunglückte Seeleute ihren Angehörigen vielleicht die letzten Abschiedsgrüße und Weisungen, ihren Neibern den letzten Bericht. Mit Flaschenposten versucht ein in der Nähe der Küste steuerlos treibendes Schiff Hilfe herbeizurufen oder machen Schiffbrüchige einen letzten Versuch, mit vorübersegelnden Schiffen in Verbindung zu treten. Diesen ernststen Aufgaben entsprechend werden Flaschenposten auch auf das gewissenhafteste beachtet, und es liegt im allgemeinen Interesse der Seeschifffahrt, daß der Flaschenpost ihr ernsthafter Charakter unangefastet erhalten bleibt. Wenn nun aber ein großer Dampfer seine Fahrt unterbricht, um eine Flasche aufzufischen, oder wenn Fischer an der Küste mit Dransetzung ihres Lebens und ihres Bootes eine Flasche aus der Brandung holen und dann darin die Meldung finden, daß Dr. Smith diese Flasche in guter Gesundheit geleast hat, wenn ihnen beim zweiten Male Frau Müller die gleiche wichtige Nachricht giebt, da wird ihre Neigung zur achtamen Beobachtung der Flaschenposten sicher nicht erhöht.

Und das ist noch der günstige Fall, daß der Finder den Inhalt gleich richtig verstehen kann. Oftmals werden Flaschen an Küsten angespült, wo kein Mensch die Sprache ihres Inhalts versteht, und das giebt dann leicht böse Weiterungen und Mißverständnisse. Es ist noch nicht lange her, da gaben auf einem Dampfer der Hamburg—Amerika-Linie die Fahrgäste ihrem Wohlbehagen durch eine Art von Riesenbierkarte Ausdruck, die sie alle unterschrieben und in eine Flasche steckten. Die Flasche trieb bemerkenswert rasch an einen Ort der brasilianischen Küste, wo kein Mensch Deutsch verstand und wo man kombinierte, das Schiff müsse untergegangen sein und die Ueberlebenden wollten der Außenwelt durch den von ihnen unterschriebenen Brief noch ein letztes Lebenszeichen geben. Der Untergang und die

Riste der „Berunglüdten“ wurde dem nächsten Vertreter der Meederei gesandt; der tabelte sie pflichtschuldig nach Hamburg, und wenn dort nicht zufällig gleichzeitig die Meldung des Dampfers aus seinem Bestimmungshafen angekommen wäre, so würden die Angehörigen auf das äußerste erschreckt worden sein, nach den Schiffsrüchigen zu suchen usw. usw.

Medizinisches.

ie. Das Wesen des Fiebers ist trotz vieler verdienstvoller Untersuchungen noch immer nicht aufgeklärt. Professor Wiedl, der kürzlich die jetzt über das Fieber herrschenden Anschauungen zusammenzufassen versuchte, kam zu dem Schluß, das Fieber wäre eine Art von Vergiftung, die eine Reihe von hauptsächlich Vorgängen im Körper nachhaltig beeinflusst. Zu diesen durch das Fieber krankhaft veränderten Verrichtungen des Körpers gehören: eine starke Veränderung des Stoffwechsels, eine Abzehrung, der Zerfall der Eiweißstoffe unter Erzeugung von Giften, die gestörte Wärmeproduktion usw. Man fühlt aus diesen Angaben das Unbestimmte und Unbefriedigte heraus. Es ist da die Rede von einem Fiebergift, und man hat ein solches doch noch nie unter den Händen gehabt. Man muß zugeben, daß nicht jedes Ansteigen der Körpertemperatur mit dem Eintritt vom Fieber gleichbedeutend ist. Man ist sogar schon bis zu dem Vorschlag gekommen, die Bezeichnung Fieber überhaupt ganz aufzugeben, wie man vergleichsweise auch den Begriff der Erhaltung nicht mehr als etwas Bestimmtes gelten lassen will. Dennoch wird es nicht angehen, an die Stelle des Fiebers etwas anderes zu setzen, sondern man wird eben an der Aufklärung weiter arbeiten müssen, und mit Recht hat Professor Wiedl darauf hingewiesen, daß sich die Behandlung des Fiebers, wie die Geschichte der Medizin lehrt, immer nach den zeitweilig herrschenden Anschauungen über das Wesen des Fiebers gerichtet habe, so daß es durchaus nicht gleichgültig ist, welche Theorie über das Fieber angenommen wird.

Dr. Fischer glaubt nun in einem Aufsatz der „Allg. Wiener Medizinischen Zeitung“ die Ursache des Mißerfolges in der Erforschung dieser verwickeltesten aller Krankheitserscheinungen darauf zurückzuführen zu sollen, daß die Beobachter nicht mit dem Nützlichsten physiologischer Wissenschaft bis zu den Stellen des Körpers hinabsteigen, wo das wärmeproduzierende Feuer angezündet und genährt wird. Er vergleicht den menschlichen Organismus mit einem sehr verwickelt gebauten Ofen, in dem ein dauernder Verbrennungsvorgang stattfindet und die Körperwärme erzeugt wird. Dieser Heizapparat muß sich durch das Anpassungsvermögen gleichsam durch eine Fülle von Klappen und Schiebern auf einer zuträglichen Temperatur fortgesetzt erhalten. Bei dieser Regulierung spielt sowohl die Haut wie der Blutkreislauf und das Nervensystem eine große Rolle. Zahlreiche Forscher haben den Einfluß untersucht, den eine künstliche Störung dieser Regulatoren auf die Körpertemperatur ausübt. Dr. Fischer beschäftigt sich ausschließlich mit der Temperatursteigerung im Gefolge von Krankheiten, die er einzig und allein Fieber nennt. Er verweist auf die Lehren der Physiologie, nach denen die erzeugte Wärmemenge von dem Maß der sich umsetzenden Spannkraft oder dem Grad des Stoffwechsels abhängt. Der Stoffwechsel ist nun wiederum von der Lebensfähigkeit der Zellen des Gewebes abhängig, so daß jeder Reiz auf die Tätigkeit der Zellen auch eine Steigerung des Stoffwechsels zur Folge haben muß, und damit muß auch eine erhöhte Wärmeproduktion Hand in Hand gehen. Dr. Fischer erklärt somit die erhöhte Temperatur oder das Fieber als Folge einer gesteigerten Lebensfähigkeit des Gewebes, oder er nennt auch kurz das Fieber eine durch gewisse Reize entstandene stärkere Lebensfähigkeit. Solche Reize können natürlich sehr verschiedene sein, ebensowohl nützliche wie schädliche. Nützlich sind eine vorübergehende bedeutendere Nahrungsaufnahme oder kurze Zeit wirkende sehr verdünnte Gifte, schädlich die bekannnten eigentlichen Gifte. Auch völlig gleichgültige Körper können, wenn sie ins Blut gebracht werden, ein vorübergehendes Fieber hervorrufen. Die schlimmsten Feinde der normalen Lebensfähigkeit der Zellen sind die Giftstoffe, die von den in den Körper eingedrungenen Bakterien erzeugt werden. Diese Gifte bedrohen das Leben der Zellen aufs äußerste und reizen sie dadurch zur gesteigerten Tätigkeit aus Notwehr. Dadurch wird nun der gesamte Stoffwechsel des Körpers und mit ihm auch die Wärmeproduktion gesteigert, und so entsteht eben das Fieber, das Dr. Fischer in einfacher Weise vergleicht mit der Erhitzung, in die zwei mit einander Ringende geraten. Das Fieber an sich ist demnach auch keine Krankheit, sondern nur das Merkmal einer solchen, und daraus erklärt Fischer auch die Thatsache, daß die sogenannten Fiebermittel gerade im gefährlichsten Augenblick oft versagen. —

Bergbau.

— Die Rubinenlager in Burmah. Die in Allahabad erscheinende Zeitung „Pioneer Mail“ stellt fest, daß man in Burmah und Siam seit uralten Zeiten Rubinen gefunden habe, und es ist wahrscheinlich, daß sämtliche in der Geschichte genannten Edelsteine dieser Art aus burmesischen Minen stammen. Die stamessischen Fundorte sind weniger bekannt und vielleicht auch noch weniger ausgebaut, so daß nach wie vor Burmah die Hauptbezugsquelle für Rubinen bleiben dürfte. Der Hauptplatz an dem diese Steine gefunden werden, liegt in der Nähe des Magalhales in Ober-Burmah, etwa 90 englische Meilen nördlich von Mandalay in einer Hügelreihe, von denen einzelne Gipfel sich bis zu 6000 Fuß erheben. Die bedeutendsten Minen, die gegenwärtig bearbeitet werden, befinden sich am Oberlauf der Flüsse Magol und Khatprin etwa 4000 Fuß über dem Spiegel der See.

Nachdem England Ober-Burmah in Besitz genommen hatte, beschäftigte sich eine englische Gesellschaft mit der Ausbeutung dieser Minen, die sie jetzt noch betreibt. Zuerst begann man die Arbeit in dem Kalkspatgebirge am Khatprin. Man hatte jedoch dort keinen Erfolg. Man wandte sich nun dem Alluvialboden verschiedener Täler zu, in denen schon die Eingeborenen nach Edelsteinen gesucht hatten. Um die tiefen Lager dieses Alluviums zu erschöpfen und wasserfrei zu machen, trieb man tiefe Stollen durch den harten Gneishelfen, der diese Täler begrenzt. In einem oder zwei Fällen, wo diese Arbeiten unausführbar waren, errichtete man Pumpstationen, die mit starken Dampfmaschinen betrieben werden, am unteren Ende der Täler, um auf diese Weise das Wasser zu entfernen. Sowohl der Stollenbau als auch die letztgenannte Methode erwiesen sich als sehr erfolgreich, daß man sich bald der elektrischen Kraft bedienen wird, da es an kräftigen Wasserläufen, die zu ihrer Erzeugung erforderlich sind, in der Umgegend nirgends fehlt. Außer Rubinen werden auch gelegentlich Saphire gefunden, ebenso wie andre Edelsteine, die indessen keinen hohen Wert haben. —

Humoristisches.

— Das Signalement. A.: „Da bin ich zusammengefahren im Coupé mit 'm Herrn, er sagt, Sie kennen ihn. Er heißt Löw.“
B.: „Löw heißt er? Ich glaub', ich kenn' kein' Herrn mit Namen Löw. Wie sieht er denn aus?“
A.: „Auf dem rechten Bein lahmt er, und auf dem linken Aug' is er blind.“
B.: „Was für Haar hat er?“
A.: „Gar la Haar hat er. Und Päh'n' auch nicht. Bloß e paar große Barzen hat er und e halbe Nas' is weg.“
B.: „Ach, jetzt weiß ich — Sie meinen den schönen Löw, — den kenn' ich!“
— Gemütsmensch. „Ich bin seit einigen Monaten Witwer. Und Sie, Herr Nachbar?“
„Noch nicht!“
— Widersprüchsvolle Mahnung. Vater: „Was sitzt Du nur immer über den Büchern?“
Sohn: „Ich möchte die tiefsten Geheimnisse der Wissenschaft ergründen, Vater!“
Vater: „Ach, sei gescheit und bleib' dumm!“ — („Luftige Blätter.“)

Notizen.

— Im Trianon-Theater geht „Die Rotbrücke“, ein dreiaktiges Lustspiel von Fred Grefac und Francis de Croisset, am 17. Februar erstmalig in Scene. —
— Oskar Wildes „Salome“ errang bei der Aufführung im Deutschen Schauspielhaus zu Hamburg nur einen äußeren Erfolg. —
— Die Aufführung von Edward Stillebauers Drama „Der tolle Rittmeister“ am Stadt-Theater in Wien wurde von der dortigen Censur verboten. —
— Gabor Steiner eröffnet am 19. Februar mit seiner Wiener Operettengesellschaft im Central-Theater ein Gastspiel. —
— Die Abendausstellung im Lichthofe des Kunstgewerbe-Museums ist nicht geschlossen worden. Der Besuch ist zwar kein übermäßig großer, doch auch nicht derart gering, daß man den Versuch als endgültig gescheitert betrachten müßte. —
— Naturfarbige Photographien der „Urania“. Farbige Photographien als Illustrationsmaterial werden demnächst in der „Urania“ gezeigt werden. Die Bilder sollen einen Vortrag des Professors Müller illustrieren, der im wissenschaftlichen Theatersaal der „Urania“ stattfinden wird; sie sind nach dem Niethe'schen Verfahren aufgenommen und werden mittels eines außerordentlich lichtstarken Projektionsapparates von ganz neuer Konstruktion vorgeführt werden. —
o. Die russische Stadt Kasan, die nicht weit vom Ufer der Wolga liegt, ist das Handelscentrum für Eier von ganz Ostropa. Seit 1890 exportierte Kasan in die meisten benachbarten Länder gegen 50 Millionen Eier. Es giebt dort sechs fremde Handelshäuser, die alle Eier aufkaufen, die auf den Markt von Kasan gebracht werden. Sie vermögen kaum der stets wachsenden Nachfrage aus Deutschland, Oestreich, der Türkei und England zu genügen. Im Jahre 1902 erhob sich die Ausfuhr auf 185 Millionen Eier, die einen Wert von 2 500 000 Rubel repräsentierten und für den Transport 1290 Waggons brauchten. —